

Über die Bedeutung der Philosophie für Forschung und Lehre an einer Hochschule für angewandte Wissenschaften
Coburg, 4. Mai 2012

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Studierende,

ich unterscheide im Folgenden zwischen Philosophie und Philosophie, um ein Ethisches des Philosophischen profilieren. Ich bewege mich mit diesem Verständnis von Philosophie zwischen einer Kritik an der Philosophie und einer Philosophie als kritischer Theorie. Mit dieser Positionierung möchte ich nicht Spitzfindigkeiten zu philosophischen Diskursen stark machen, sondern vielmehr auf das Vielfältige und Dynamische, Abhängige und Offene des philosophischen Arbeitens aufmerksam machen.

Da ich nun als Philosophin zu einer Stellungnahme über das Verhältnis von Philosophie und angewandten Wissenschaften angefragt werde, möchte ich mit einer solchen Unterscheidung kenntlich machen, dass es „die“ Philosophie ebenso wenig gibt wie „die“ angewandte Wissenschaft. Ist diese Problematik in der Vortragsanfrage auf Seiten der „angewandten Wissenschaften“ durch die Anwendung des Plurals markiert, so fehlt sie auf der Seite der Philosophie. Den Plural aber auch auf der Seite der Philosophie zu beachten, führt zu einer eigenen Akzentuierung in der Fragestellung.

Wenn ich die Intention der vorgegebenen Themenstellung in Beziehung zu meiner Unterscheidung zwischen Philosophie und Philosophie zu setzen versuche, so könnte ich als wohl passgenauere Variante formulieren: Über die Bedeutung des Philosophischen für Forschung und Lehre an einer Hochschule für angewandte Wissenschaften. Diese etwas andere Formulierung macht deutlich, dass ich nicht von verschiedenen, unvereinbaren wissenschaftlichen Disziplinen ausgehe, sondern für alle Disziplinen, also auch für die Philosophie, ein Philosophisches als Orientierungsgröße ansetze.

Mit dem Philosophischen spreche ich also eine besondere Perspektive an, die für alle Wissenschaften, also auch für alle angewandten Wissenschaften fruchtbar sein kann. Um dieses wird es im Folgenden gehen. Traditionell gesprochen, was das Verständnis von Philosophie betrifft, beziehe ich mich darauf, die Philosophie als Liebe zur Weisheit herauszustellen.

Zeitgemäßer formuliert und expliziter für das Thema Wissenschaftstheorie pointiert, spreche ich damit über das, was man als Wissenschaftskompetenz bezeichnen kann.

Das Konzept Wissenschaftskompetenz macht das Folgende deutlich: Neben den Inhalten einer Sachlage und den eingespielten wissenschaftlichen Bearbeitungsformen (Dimension 1) sind es wesentlich die Reflexivität (Dimension 2) und die Haltung (Dimension 3), die die Bearbeitung einer Fragestellung leiten. Beachtet man dieses Zusammenspiel, wird Wissenschaftskompetenz als Weisheitsliebe kenntlich: Weisheit kennzeichnet Reflexionsfähigkeit als Haltung, als Tugend.

Wissenschaftskompetenz

1. Dimension: Sach/FachWissen – fachspez. Methoden
2. Dimension: Metakompetenzen/“Schlüsselkompetenzen“: Verstehen, Empathie, Sinn haben für, Problembewusstsein, Frustrationstoleranz, vorausschauendes Denken (immer erworben u. entwickelt entlang von Sachfragen)
3. Dimension: persönl. Haltung, Bereitschaft; Ausrichtung, „Hypergüter“

Die besondere Aufgabe der Philosophie besteht darin, die Verbindung von der 2. und 3. Dimension zu entwickeln, um in der Dimension 1 gut und verantwortlich arbeiten zu können. Dies besteht in der Schulung der Reflexivität und der “Weisheit“. Aus diesem Gesamtkomplex kann eine zum Gegenstand und der Ambition passenden Methodologie entwickelt werden. (Dimensionen nach W. Klafki und Ch. Taylor)

So hatten Vertreter der Kritischen Theorie bekanntermaßen vor ca. hundert Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass Theorien nicht bloß über den Gegenstand, den sie behandeln, bestimmt werden, sondern auch über das Interesse des Verfassers/der Verfasserin. Liest man Max Horkheimer nun genauer, muss man auch die dritte Größe beachten, die er neben Gegenstand und Erkenntnisinteresse stark macht. Es handelt sich um die Bildung. (Horkheimer 1936, S. 3) Was meint Horkheimer damit? In seinem „Theoretischen Teil“ über Autorität taucht Bildung hier nicht als Gegenstand des Wissens auf, sondern im Gegenteil als das, was ich Reflexionskompetenz nenne. Wenn er etwa von Kant spricht, geht es ihm nicht darum wiederzugeben was Kant sagt, sondern dessen Kategoriensystem zu analysieren und kritisieren.

Bezüglich der Reflexionskompetenz macht Horkheimer in der Folge deutlich, dass sein Gegenstand, die Autorität, nicht vergegenständlicht und personifiziert gedacht werden darf, sie stellt ein Verhältnis dar und muss als Relation gedacht und entwickelt werden. Politische und ethische Größe wie Autorität nicht als Eigenschaften eines Individuums, sondern als Relationalität ernst zu nehmen, das verlangt eine bestimmte Reflexivität, die Horkheimer zu entfalten versucht. Seinen Kollegen Erich Fromm

führt das etwa dazu, sich von der Individualpsychologie zu verabschieden und eine Sozialpsychologie zu entwerfen: Der autoritäre Charakter muss als Effekt von Interaktionen zwischen mehreren Personen verstanden werden, nicht als Eigenschaft einer Person.

Wissenschaftskompetenz nun praktisch zu erlangen bedeutet also nicht einfach nur, Methoden zu erlernen, sondern die Aspekte Reflexivität und Haltungen gerade auch für das Methodische zu schulen, dabei den Sinn für den Zusammenhang von Gegenstand, Reflexionskompetenz und Haltung zu entwickeln und letztlich entsprechend sensibilisiert auf bestimmte inhaltliche Fragestellungen und methodische Herangehensweisen blicken zu lernen.

Mit der Betrachtungsweise des wissenschaftlichen Arbeitens als Kompetenz stehen nunmehr nicht einfach wissenschaftliche Methoden, sondern die Frage nach einem Komplex im Raum: nach Kombinationen von Methoden im Zusammenspiel mit den drei Dimensionen der Wissenschaftskompetenz „Gegenstand“, „Reflexionskompetenz“ und „Haltung“.

Was nun die Differenzierung zwischen Philosophie und Philosophie betrifft, so zeigt diese insbesondere an, dass das gute philosophische Denken darin besteht, die richtige *Haltung* zu einer komplexen Sachlage, einer Fragestellung oder einem Problem einzunehmen, und das am besten so zu tun, dass Inhalte und Argumente offen gehalten, zur Diskussion gestellt, und die Möglichkeiten für Weiterentwicklungen entfaltet werden, so dass auch zukünftig Anderes, Besseres, Sinnhaltigeres entstehen kann.

Für das Bearbeiten von konkreten Sachlagen kann das heißen: Die Haltung gegenüber der Bearbeitung einer Sachlage besteht darin, eine dieser entsprechenden Herangehensweise herauszuarbeiten, dazu Denkgewohnheiten zu überprüfen und einen gewinnbringenden metaphysischen, logischen (philosophisch gesprochen) bzw. *methodologischen* (wissenschaftstheoretisch gesprochen) Ausgangspunkt zu wählen.

1. Reflexionskompetenz und Methodologie

Dazu ein Beispiel. Im Februar 2012 war ich zu einer interdisziplinären Klausurtagung zum Thema „Gehört mein Körper noch mir? Liberales Staatsverständnis, staatliche Schutzpflicht und Paternalismus“ eingeladen. Anlass für die Themenstellung dieser Klausurtagung geben die vielen neuen Praktiken, mit Körpern umzugehen, die die technischen Entwicklungen, allem voran die medizintechnischen ermöglichen (ganz aktuell: die Gesetzgebung zur Organspende). Auf solche Veränderungen muss der Staat als Gesetzgeber reagieren, zumindest muss er überlegen, wie er mit der Autonomie der Menschen, mit der Macht der Institutionen (z.B. Gesundheitsindustrie) und seiner im Grundgesetz verankerten Aufgabe umgeht, die *Verzweckung* von Menschen

zu verhindern. Es muss überlegt werden, wie ein Gesetz einerseits „schützend“ funktioniert, andererseits paternalistische Bevormundung vermeidet.

In dieser Fragestellung nun ist schon selbst eine Methodologie vorgezeichnet, die unabhängig von der Behandlung durch einzelne wissenschaftliche Fachrichtungen Wirksamkeit entfaltet (zur Tagungen waren Juristen, Philosophen, Medizinethiker, Sozialwissenschaftler und Theologen eingeladen, die aus ihrer Sichtweise die Themenstellung diskutieren sollten).

Die Fragestellung transportiert die folgenden methodologischen Herausforderungen:

- die *philosophische/philosophiegeschichtliche*, insofern sie die Traditionen der Konzepte „Autonomie“, „Freiheit“, „Körper“, „Schutz/Gerechtigkeit“, die von der Philosophie entwickelt wurden, aufgreift und darüber hinaus zusammen mit den logisch-metaphysischen Bedingungen des Zusammenspiels dieser Größen entwickelt.
- die *historische* und dabei *de- und rekonstruktive*, indem sie eine Anspielung auf ein historisches Ereignis, die Patriarchatskritik der Frauenbewegungen der 60er Jahre und ihre Aussage „Mein Bauch gehört mir“, zum programmatischen Ausgangspunkt der Rekonstruktion von Größen wie Paternalismus, Autonomie, Freiheit und ihrem Verhältnis wählt.
- die *politische*, da sie die Intention der Aussage „Mein Bauch gehört mir“ zu diskutieren vorschlägt.
- Durch die historische und politische ist sie auch *erkenntnistheoretisch* profiliert, insofern sie weder Gott, die Natur oder die Vernunft, sondern vielmehr „die Welt“ als metaphysisch-erkenntnistheoretischen Ort realisiert.
- Sie ist *ethisch*, in dem sie die Welt folglich als normative Instanz heraushebt und sich selbst als schützende und nicht-bevormundende Größe in Anspruch nehmen lässt.

Was ich mit meinem Beispiel deutlich machen möchte, ist zweierlei:

Jede philosophische und theoretische Auseinandersetzung ist eine Anwendung. Jede Anwendung folgt einer theoretischen/metatheoretischen Konstellation. Philosophie und sog. angewandte Wissenschaft waren über Jahrtausende eine Einheit. Die Philosophie, aber auch die anderen Wissenschaften leiden darunter, dass sie sich selbst kaum mehr so wahrzunehmen vermögen. So ist es etwa in der Pädagogischen Ethik üblich, diese als angewandte Ethik zu verstehen. Daraus erwachsen einige Probleme, die damit zu tun haben, dass das, was als allgemeine und universelle Ethik gilt, nicht zur speziellen Herausforderung einer Ethik des Erziehens passt. Als Reaktion darauf konturiert der Pädagoge Klaus Prange eine „Moral des Zeigens“. Hierfür bestimmt er die pädagogische Situation als die des Lehren-Lernens, die er daraufhin ethisch profiliert. Die Moral des Zeigens besteht Prange zufolge darin, dass die lehrende Person ihre

Aussage adressatengerecht gestaltet. Sie muss anschlussfähig, verständlich und zumutbar sein.

Aber handelt es sich bei diesen drei Qualitäten nicht um Qualitäten, die eine jede Kommunikation verlangt? Warum soll die Pädagogische Ethik eine Sonderethik bzw. Bereichsethik darstellen? Zeigt die Notwendigkeit, eine Sonderethik für die Pädagogische Ethik entwickeln zu müssen, nicht eine Problematik der allgemeinen Ethik an? Führt sie nicht vor, dass die allgemeine Ethik nicht (und vermutlich niemals) allgemein ist? Wie kann eine allgemeine Ethik überhaupt allgemein sein, wenn sie den wesentlichen Aspekt menschlichen Nachdenkens und folglich auch der Ethik, nämlich die zwischenmenschliche Verständigung und Kommunikation, nicht berücksichtigt? Des Weiteren, wenn die pädagogische Ethik einen Aspekt der Allgemeinen Ethik sichtbar macht, inwiefern beruht gerade die Ethik selbst dann nicht auf einer „pädagogischen“ Situation?

Ein weiteres Beispiel: Ob man Technikethik als Bereichsethik zählt oder aber unter die allgemeine Ethik rechnen muss, hängt von anthropologischen Grundverständnis ab. Versteht man Menschsein als „Natur“ und unter Technik etwas, das ihr äußerlich hinzukommt, ihr sogar regelrecht widerstrebt, dann könnte eine Technikethik als Sonderethik gelten. Geht man hingegen wie Ernst Cassirer davon aus, dass Technik eine Art Eigenschaft und Verlängerung menschlicher Körperlichkeit darstellt, ist Technikethik kein Sonderfall, sondern zielt mitten in die ethischen Herausforderungen, die menschliche Körperlichkeit mit sich bringt. (Günter 2008, 274-295)

Der Zusammenhang von Philosophie und (angewandten) Wissenschaften bzw. Theorie und Praxis muss also immer wieder neu ausdifferenziert werden, was gerade zur Ethik als der Disziplin der Philosophie, die zwischen diesen Bereichen vermittelt, führt. Meines Erachtens wird dieser Zusammenhang derzeit tatsächlich sogar grundsätzlich neu entwickelt. Das zeigen Ausdifferenzierung innerhalb den Disziplinen, z.B. im Recht, in dem es inzwischen Rechtsphilosophie, Rechtssoziologie, Rechtsdidaktik gibt, in der Mathematik, in der Mathematiker daran arbeiten, das Konzept „Mathematik“ neu zu entwickeln, in der Pädagogik, die sich der Kontingenz der Intervention stellt, usw. Für diese Neuentwicklung steht aber gerade auch die zunehmende Wichtigkeit der Ethik.

2. Politische Profile des Ethisch-Philosophischen

Diese Beschreibung zielt auf eine Befragung der Philosophie und der Ethik, was gerade deren politisches Profil betrifft. Ethiker verstehen sich oftmals als moralische Besserwisser, die vorgeben, Vertretern angewandter Wissenschaften sagen zu können, was moralisch richtig bzw. ethisch zu vertreten sei. Was sich in diesem Habitus widerspie-

gelt, ist etwas, was als eine Art Urszene des Philosophischen und Ethischen verstanden und überwunden werden muss.

Diese Urszene findet sich in Aristoteles Unterscheidung des politischen und des ökonomischen Bereichs. Während die freien Bürger über Vernunft und Tugend verfügten und darum regieren sollen, können die, die in den Bereichen der Notwendigkeiten und Abhängigkeiten tätig sind, nur als Empfänger an Vernunft und Tugendhaftigkeit teilhaben. Unter die Bereiche der Notwendigkeiten und Abhängigkeiten fällt nunmehr alles, was mit Sachlagen und Sachzwängen zu tun hat und von daher bestimmt wird (bei Aristoteles: das Ökonomische). Letztendlich fällt darunter alles, was durch Kontextualität geprägt ist, also alles. Nach heutigem Verständnis fallen sogar die Vernunft und die Tugendhaftigkeit darunter.

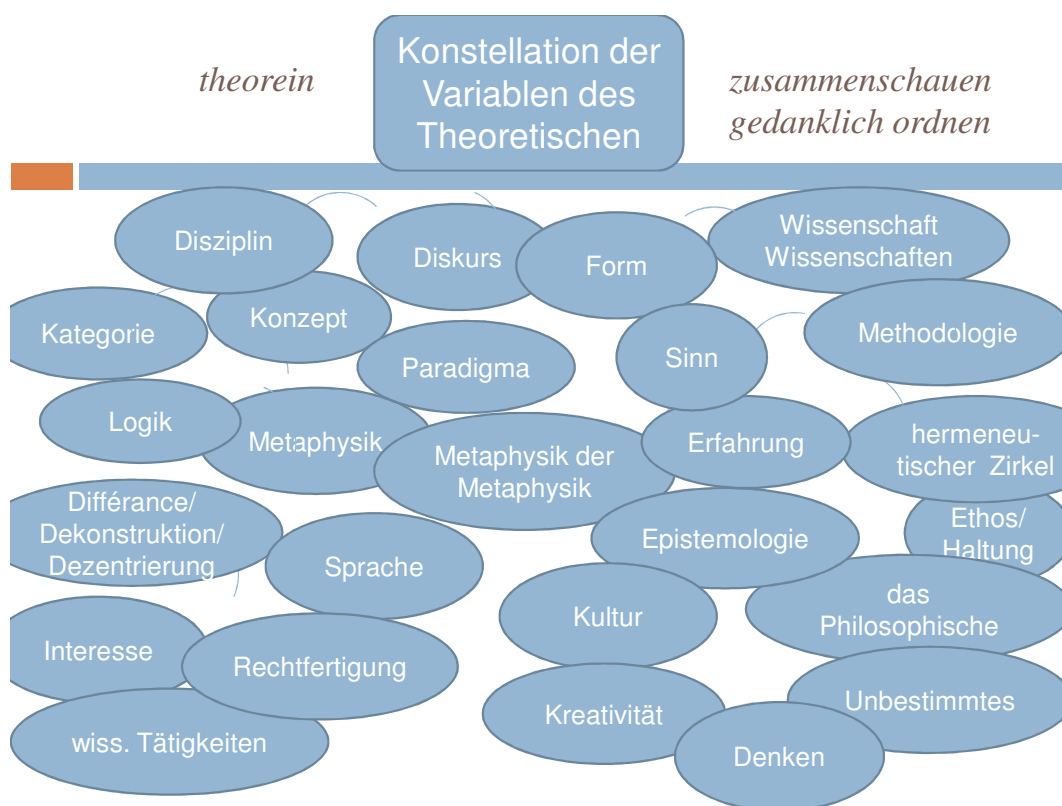
Um diese Urszene der Verbindung des Philosophisch-Ethischen mit allen Erscheinungsweisen des Angewandten zu überwinden, braucht es eine Selbstveränderung der Philosophie und Ethik. Erst eine solche kann zu einem gewinnbringenden Dialog zwischen dem Philosophisch-Ethischen und den Erkenntnisleistungen und -bedürfnissen führen, die Menschen in Situationen haben, wenn in denen sie moralischen Konflikten ausgesetzt, dabei mit materiellen Bedingungen konfrontiert sind und Anwendungen praktizieren. Ansonsten bleiben die beiden Bereiche Gegner, bei der der eine der anderen vorwirft, in einem Elfenbeinturm zu leben, und der andere diesem wiederum, moralisch unfähig und unbelehrbar zu sein. Was das Aufeinandertreffen der Vertreter beider Bereiche betrifft, so ist hier eine Menge Integrationsarbeit zu leisten, die vielleicht in einer Art ethischer Supervision gestaltet werden kann, für die Ethiker ihre Reflexionskompetenz zur Verfügung stellen können, ohne eine Überlegenheit durch Sonderwissen in Anspruch zu nehmen und damit ethische Lösungen vorgeben zu wollen. Hingegen impliziert die Differenz, als Ethiker anwesend zu sein, Verantwortung für ethisches Reflektieren und damit auch für das Gewinnen passender ethischer Konzepte zu übernehmen (Salopper formuliert: Wer als Ethiker bin ich denn, das ich mir anmaßen kann, anderen Entscheidungen vorzuschreiben?)

Diese prozesshaften und historischen Momente wahrzunehmen, kann zu Öffnungen zwischen Disziplinen und ihren unterschiedlichen Weisen, Anwendung zu sein, führen. Dieses Öffnen kann zu einem dialogischen Verhältnis zwischen Sachlage und Methodologie bzw. Verbesserung der Qualität dieses Verhältnisses führen. So gilt daher auch für die Philosophie, dass sie sich in einem solchen Dialog selbst entwickelt, also den Dialog mit Sachlagen und anderen Disziplinen nutzt, um das Philosophische zu erneuern.

3. Theorie, Methodologie und das „Angewandte“

Um die Weite dieses Komplexes zu markieren, schlag ich vor, ihn traditionell mit „Theoriebildung“ zu benennen. Theorie benennt ganz grundsätzlich die Kunst des Zusammenschauens, des Ordners. Und in der philosophischen Tradition geht damit einher, die verschiedenen Kategorisierungen, Verfahren und Konzepte der Theoriebildung zu reflektieren.

In diesem Sinne muss auch der Begriff „Methodologie“ gefasst werden: als Zusammenspiel unterschiedlichster methodischer Elemente, die im Zusammenhang mit konkreten Fragestellungen zusammengebunden werden.



Wenn es nun um die Ausrichtung dabei geht, eine Methodologie für einen Anwendungsfall zu entwickeln, dann geschieht Orientierung darüber, diese konkret entlang der Anforderungen der nötigen Erklärungsleistung und nach der Erkenntniskraft einer wissenschaftlichen Herangehensweise herauszubilden. Eine Methodologie ist kein Selbstzweck. Sie muss sich bewähren. Für die Theoriebildung über den Zusammenhang von Werten und Gesellschaft muss beispielsweise gefragt werden: Was muss eine gute Theorie leisten, um diesem Komplex gerecht werden zu können? Wozu soll sie darüber hinaus inspirieren?

Was die traditionelle Klassifikation wissenschaftlichen Arbeitens als induktives bzw. deduktives Verfahren betrifft, so steht diese Sichtweise für das dritte Moment zwischen Induktion und Deduktion, für die Abduktion, also dafür, dass es ein kreatives Moment braucht, um eine Verbindung zwischen Sachverhalten und Prinzipien/Methoden zu ermöglichen.

Denn es ist ein solch kreatives Moment, das es erlaubt, sich weder von einer Form/Methode noch von einem Inhalt/Sachverhalt abhängig zu machen. Und es ist erst eine gewisse Unabhängigkeit in Bezug auf Inhalt/Sachverhalt und Form/Methode, die es ermöglicht, zu *er-schaffen*, so betont der französische Philosoph Jacques Derrida das kreative Moment des Denkens. Dieses kreative Moment schlägt sich als besondere Erkenntniskraft *einer* Theorie nieder, einer Theorie als der Kunst, einen bestimmten Sachverhalt sinnhaftig zu ordnen. Mit Derrida lässt sich festhalten: Die Methode gibt es nicht, es gibt nur Methoden, genauer gesagt gibt es nur Methodologien. Eine spezifische Methode muss immer erst in Verbindung mit dem, was sie leisten und wozu sie anregen soll, erfunden werden. Genau dies zeigt der Blick auf die Wissenschaftsgeschichte. Methoden wurden immer entlang von Sachlagen und Herausforderungen entwickelt.

Diese prozesshaften und historischen Momente wahrzunehmen, zeigt offene Stellen zwischen Disziplinen und ihren unterschiedlichen Weisen an, Anwendung zu sein. Was „Anwendung“ ist und wie Anwendungsfragen gelöst werden, welche Geschichte und Rolle hierin die Institution Universität spielt, muss als grundsätzlich historisch betrachtet werden.

Diese Offenheit kann zu einem dialogischen Verhältnis zwischen Sachlagen und Methodologien bzw. zur Verbesserung der Qualität dieses Verhältnisses führen. Das gilt auch für die Philosophie/Ethik. Auch die Philosophie muss sich als eine Wissenschaft begreifen bzw. als eine solche begriffen werden, die sich in einem Dialog mit Anwendungsfragen entwickelt hat, und darum den Dialog mit neuen Sachlagen und anderen Disziplinen nutzen muss, um das Philosophische zu erneuern. Das geschieht derzeit vor allem durch den Ethikboom. Dieser stellt nicht nur eine Reaktion auf die Dringlichkeit von Anwendungsanfragen dar, sondern erwächst Ludwig Feuerbach zufolge der Notwendigkeit, das Ontotheologische der Philosophie als Ethisches zu rekonstruieren.

Mit meinen Ausführungen möchte ich dennoch nicht die Frage aufgeben, warum Philosophie und angewandte Wissenschaft nicht so ohne Weiteres unter einen Hut zu bringen sind. Neben historischen Entwicklungen liegen hier Missverständnisse auf beiden Seiten vor, die wesentlich mit dem Dualismus von Theorie und Praxis zu tun haben. Beachtet man, dass Theorie „Zusammenschau“ heißt, dann handelt es sich bei

solchen Widersprüchen jedoch weniger um einen *zwischen* Theorie und Praxis, sondern um einen zwischen Theorie und Theorie sowie Praxis und Praxis.

Dazu möchte ich das Folgende festhalten: Jede Praxis folgt einer Ordnung, die sie „zusammenschaut“. Wird nun eine Differenz zwischen Theorie und Praxis wahrgenommen, dann handelt es sich um eine Differenz zwischen dem, was als Theorie markiert ist, und der Theorie, der eine bestimmte Praxis folgt, die aber als Theorie vorerst unerkannt bleibt. Zugleich gilt: Eine jede Theorie muss wiederum als Anwendung, als Reflex auf einen Anwendungsfall verstanden werden.

Theorie - Praxis

theorein (gr.): zusammenschauen, gedanklich ordnen

prassein (gr.): tun, handeln, verrichten

-> Theorie, Praxis, Poetik [Mimesis/Nachahmung]: alle sind Aristoteles zufolge Aspekte der Vernunft.

: Theorie ist eine Praxis (der Vernunft)

: Praxis ist ein Theoretisches – Theoriegesteuertes

=> Theorem_t trifft auf Theorem_p bzw. Theorem_p trifft auf Theorem_t

Die spezielle Theorie einer bestimmten Praxis herauszubilden kann wiederum dazu führen, andere theoretische Paradigmen zumindest gedanklich-experimentell durchzuspielen als die, die „die Theorie“ vorzugeben scheint. In der Folge können Probleme neu profiliert und entsprechend können neue Lösungswege entwickelt werden.

4. Das Philosophische: eine freiheitliche Haltung gegenüber dem Nutzen/der Funktion

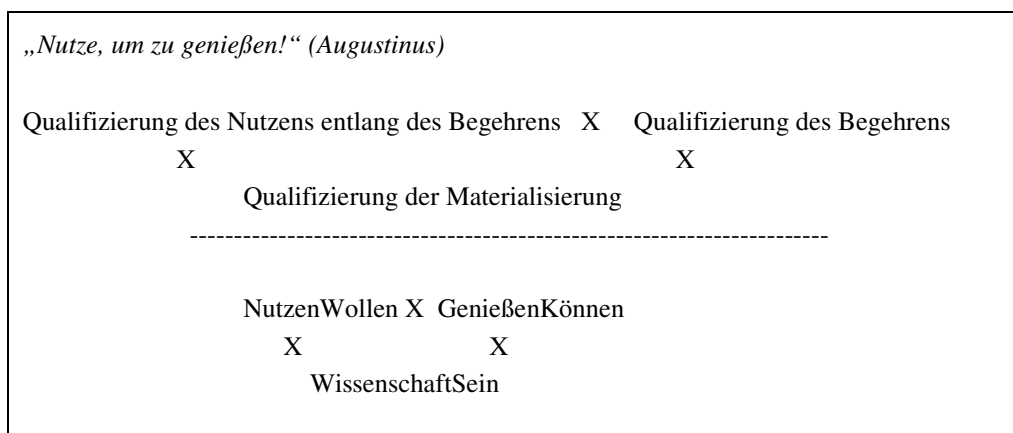
Der Widerspruch zwischen der Philosophie und angewandten Wissenschaften hat allerdings noch einen weiteren gewichtigen Grund. Er liegt darin, dass das Philosophische als Liebe zur Weisheit gegenüber der Anwendung das nicht Funktionale, nicht unmittelbar dem Nutzen Unterworfenen, das nicht Positivistische zu markieren vermag. Das Philosophische steht hierdurch für das Mehr zum Gegebenen, das Transzendente, den Sinn, für die Tiefe des Lebens und der Sachlagen. Damit verschafft das Philosophische Freiraum gegenüber der *unmittelbaren* Verzweckung, der Angewandtes zu unterliegen scheint.

Gerade darin macht das Philosophische einen Ethos gegenüber Anwendungsforderungen kenntlich: Es ist nicht mit dem unmittelbaren Nutzen, dennoch ist es mit Wirkun-

gen, vor allem mit den Versprechen des Lebens und der Welt, der Zukunft, der Sinnhaftigkeit und Sinnhaftigkeit beschäftigt.

Habe ich in meinen vorausgehenden Abschnitten das dezentrierende Wechselspiel zwischen Philosophie und angewandten Wissenschaften sowie zwischen Theorie und Praxis markiert, so scheint sich hier eine eindeutige Hierarchisierung zwischen Theorie/Philosophie/Zweckfreiheit und Praxis/Anwendung/Nutzenorientierung anzudeuten. Meinem Verständnis zufolge muss diese Konsequenz allerdings nicht sein. Weder ist eine Theorie, sofern sie zweckfrei ist, besser als eine Anwendung, noch eine Anwendung, weil sie einen Zweck hat, besser als eine Zweckfreiheit verheißende Theorie.

Ich habe lange nach einem Ansatzpunkt gesucht, der es erlaubt, diese beiden Seiten miteinander so ins Spiel zu bringen, dass sie nicht hierarchisiert werden, sondern sich im Gegenteil wechselseitig dezentrieren. Gefunden habe ich sie in einer entsprechenden, ich möchte sagen postmodernen Interpretation des „uti, ut frui“ des Augustinus: „nutze, um zu genießen“.



Nutze, um zu genießen, das heißt nicht: alles muss Erlebnis sein und werden. So würde ich lieber formulieren: nutze, um zu begehren, und qualifiziere zugleich das Begehren. Qualifiziertes Begehren aber beruht auf nicht getriebenem Begehren: nicht von einem Mangeln, auch nicht von einer Funktion, einem Zweck angetriebenem Begehren. Dennoch ist ein qualifiziertes Begehren ausgerichtet: durch das Bedürfnis nach Verstehen und Erkennen, nach gelingendem Zusammenleben, nach Gerechtem, nach sinnhafter Wissenschaft, und in diesem Sinne nach Gutem.

Im Horizont der Liebe zur Weisheit leitet das Philosophische die Verbindung von Philosophie und Angewandten Wissenschaften in diese Richtung. Es erinnert Anwendungen an ihr sinnstiftendes und Gutes ermöglichende Potential bzw. führt dazu, dieses spürbar, benennbar und bewertbar zu machen.

Etwas philosophischer formuliert: Das Philosophische insbesondere in Form des Ethischen nutzt angewandten Wissenschaften, indem es als Liebe zur Weisheit angewandte Wissenschaften auf die Möglichkeit des Genießens aufmerksam zu machen vermag, darauf, bei aller Orientierung am NutzenWollen dessen Materialisierung durch das zukünftige GenießenKönnen zu qualifizieren. In dieser Dynamik qualifiziert sich gerade auch die Philosophie und Ethik, philosophisch zu sein. Dieser Dynamik verdankt eine jede Wissenschaft ihre Kraft, auch die Philosophie und Ethik.

Literatur:

Aristoteles: *Metaphysik*, Stuttgart 1984.

Aristoteles: *Die Nikomachische Ethik*, München 1972.

Aristoteles: *Politik*, Hamburg 1981.

Augustinus: *Confessiones*, verschied. Ausgaben

Carrier, Manfred: *Wissenschaftstheorie zur Einführung*, Hamburg 2008

Derrida, Jacques: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/Main 1983

Feuerbach, Ludwig: *Grundsätze der Philosophie der Zukunft*, Frankfurt/M. 1967

Günter, Andrea: *Gebürtigkeit: eine philosophische Perspektive für den Umgang mit dem Leben, der Kindheit, der Frauenfrage, der Technik und der Welt*, in: dies., Annette Esser, Rajah Scheepers, *Kind sein – Kinder haben – Geboren sein. Philosophische und theologische Beiträge zu Kindheit und Geburt*, Königstein 2008, 274-295

Horkheimer, Max: *Theoretischer Teil*, in: ders. (Hg.), *Studien über die Autorität und die Familie*, Paris 1936, 3-76

Meinert, A. Meyer/Meyer, Hilbert: *Wolfgang Klafki: Eine Didaktik für das 21. Jahrhundert?* Weinheim 2007

Prange, Klaus: *Die Ethik der Pädagogik. Zur Normativität erzieherischen Handelns*, Paderborn 2010

Steiner, George: *Nach Babel. Aspekte der Sprache und des Übersetzens*, 1981